

Zeitschrift: Schweizerische Kirchen-Zeitung
Herausgeber: Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz
Band: 4 (1835)
Heft: 26

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

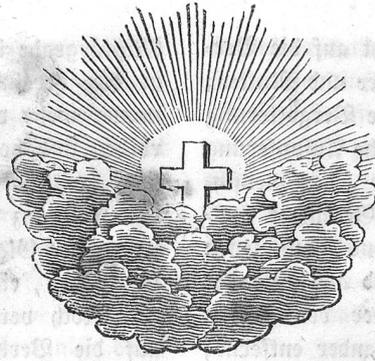
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 29.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Schweizerische Kirchenzeitung,

herausgegeben von einem
katholischen Vereine.

Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib tödten, die Seele aber nicht tödten können; sondern fürchtet vielmehr Den, welcher beides, den Leib und die Seele, verderben kann zur Hölle.

Matth. 10, 28.

Bruchstücke aus Karl Ludwig von Hallers noch ungedruckter Geschichte der protestantischen Reformation des Kantons Bern und angrenzender Landschaften.

(Fortsetzung.)

XXIV. Kapitel.

Schlussbetrachtungen. Allgemeiner Blick auf die politischen Folgen der protestantischen Reform.

Die ganze Geschichte der Schweiz und in'sbesondere des Kantons Bern ist seit der protestantischen Reform nichts weiter als das treue Gemälde der durch diese Zerreißung des geistigen Verbandes bewirkten Zwietracht der Gemüther. Denn die äußere Gestalt der Welt ist nur der Spiegel der herrschenden Lehren, der wahren oder falschen Begriffe, und kann auch nichts anderes sein, weil die Menschen nur nach ihrem Glauben oder zur Verwirklichung ihres Glaubens handeln. Die Gemeinschaft der obersten Grundsätze und Gesinnungen macht das ursprüngliche, das einzig wesentliche Band der Menschen aus; dasjenige, welches bei allen andern Verhältnissen stets stillschweigend vorausgesetzt wird, und ohne welches sie bald erschlaffen oder wieder aufgelöst werden. Bei ganz entgegengesetzten Begriffen über Wahrheit und Irrthum, über Gutes und Böses kann zwischen den Menschen wohl ein durch Ermüdung oder durch Furcht vor größern Uebeln abgenöthigter Waffenstillstand, aber kein inniges Vertrauen, kein wahrer Friede stattfinden. Daher ward auch in der Schweiz die Glaubensspaltung

zur trüben Quelle, zur giftigen Wurzel aller andern Spaltungen. Der Geist des Protestantismus ging, wie der heutige Zeitgeist, in alle Geschäfte über und brachte jeden Augenblick Anstöße und Reibungen hervor; sein Triumph ward zum geheimen Prinzip aller Handlungen, zur leitenden oder vielmehr zur missleitenden Regel der ganzen Politik. Er verkehrte alle Grundsätze und führte zu lauter verderblichen Maßregeln; denn wer einmal in einem Hauptpunkte von der Wahrheit abgewichen ist, der wird, selbst ohne seinen Willen, von einem Irrthum zum andern fortgerissen und zuletzt in den Abgrund geschleudert.

Wir wollen hier nicht von den religiösen oder vielmehr irreligiösen Folgen des Protestantismus sprechen, der jeden Einzelnen nur an sich selbst verweist und daher, vermöge seines Wesens, ein Zunder aller Zwietracht ist, vorerst unaufhörliche Zänkereien veranlaßt, sodann zur Ungewißheit und zu beunruhigenden Zweifeln führt, am Ende sogar die sonst besser gearteten Gemüther zum gänzlichen Unglauben und zur Verwerfung aller Religion ohne Ausnahme verleitet, so daß zuletzt keine höhere Wahrheit, kein heiliges Sittengebot mehr allgemein anerkannt und unbestritten bleibt.

Aber wie hätte auch der Protestantismus als solcher zur Hebung und Befestigung eines Staates beitragen können? Ist er doch, seiner Natur nach, ungesellig und ein jedes menschliche Verband auflösendes Element! Denn er gründet sich ja nicht auf den Gehorsam gegen eine rechtmäßige, von Gott selbst abstammende, wohlthätige und schützende Macht, sondern auf die Unabhängigkeit von jeder

Autorität, jeder Herrschaft überhaupt; nicht auf die Verehrung, sondern auf die Verachtung von Vater und Mutter; nicht auf die Verläugnung, sondern auf die Vergötterung seiner selbst; nicht auf wechselseitige, liebevolle Aufopferung der Einen für die Andern, welche den Kitt jeder menschlichen Gesellschaft und die Bedingung alles Gedeihens ausmacht, sondern auf bloßen Individualismus, auf jenen egoistischen Dünkel, der alles zersplittert und aus einander reißt, die Glieder dem Haupt, die Kinder den Eltern entgegengesetzt und die Brüder selbst von einander entfernt; nicht auf das Band einer großen, durch Gleichheit der Grundsätze und Sittengebote geknüpften, herzerhebenden Gesellschaft, sondern auf ein Prinzip der Vereinzelung und Zerstreuung. Während die katholische Religion durch ihre Lehren, ihre Moral und ihren Kultus immerfort darauf zielt, die Ehrfurcht für die Maximen und Ueberlieferungen der Väter, die Dankbarkeit gegen frühere Obern und Wohlthäter, die Hochachtung für alles Alte, Allgemeine und Unwandelbare zu wecken, zu nähren und zu beleben; so lehrt hingegen der Protestantismus, auf diese Grundlagen und Schutzwehren jeder menschlichen Gesellschaft hochmüthig herab zu sehen; er ist der Erzeuger und Lobpreiser unaufhörlicher Neuerungen, die nichts verbessern, sondern nur immer mehr vom rechten Pfade ableiten: und wenn in den Ländern, wo er seinen Thron aufgeschlagen hat, noch etwas Festes und Herkömmliches übrig bleibt; so ist es wahrlich mehr der Macht der Gewohnheit und der menschlichen Inkonsequenz als den herrschenden Grundsätzen zuzuschreiben, deren fortwirkendes Gift jedoch zuletzt auch jene Reliquien des frühern und bessern Zustandes zerstört.

Bern in'sbesondere ward durch die Annahme der protestantischen Reform in eine ganz falsche Stellung versetzt und nothwendiger Weise seinem Untergang entgegenführt. Gegen die angrenzenden großen katholischen Mächte kam es, wo nicht in ein geradezu feindseliges, doch wenigstens unfreundliches Verhältniß. Mit Oesterreich hatte es beinahe gar keine Verbindung mehr; die Krone Frankreich selbst sah den protestantischen Kanton Bern mehr oder weniger als ihren Feind an oder setzte bei ihm nur ungünstige Gesinnungen voraus ¹⁾, und von den so vortheilhaften Militärdiensten in Spanien, Rom und Neapel waren die Berner'schen Bürger und Einwohner sogar förmlich ausgeschlossen. Während die katholischen Schweizer in allen jenern Staaten oft zu hohen geistlichen und militärischen Würden gelangten, nützliche Verbindungen anknüpften und auf mannigfaltige Weise Ehre, Ruhm und bedeutende Reichthümer erwarben; so sahen sich hingegen die protestantischen Berner durch eigene Schuld von allen jenen Hilfsquellen beraubt, sie wurden meist auf untergeordnete

¹⁾ Dieses bezeugt selbst Herr von Real in seiner Science du Gouvernement. 6. 6. 8.

Militärgrade in Frankreich oder seit dem 18. Jahrhundert in den vereinigten Niederlanden beschränkt und dadurch immer mehr von allen Freunden entblößt. Glänzende Heirathen und hohe Ehrenstellen waren ihnen, wo nicht gesetzlich, doch thatsächlich versagt, denn bei allem äußern Schein von Toleranz und sogar von reeller Gleichgültigkeit blieb wegen der Glaubensspaltung stets ein Mangel an innigem Vertrauen, eine gewisse Entfremdung der Gemüther übrig.

Noch verderblicher wirkte die protestantische Reform auf die Verhältnisse Berns gegen seine eidgenössischen Mitstände. Von lauter katholischen Ständen umringt und gleichsam zu einer protestantischen Insel geworden, sah sich Bern durch jene unglückliche Reform von seinen alten und wahren Freunden getrennt, dagegen aber am Schlepptau seiner Feinde und Nebenbuhler gezogen ²⁾. Die Vorsehung hatte ihm durch seine geographische Lage, durch seine Hilfsmittel, durch sein relatives Uebergewicht, das Allen nützen konnte und Niemand zu beneiden brauchte, die schönste und rühmlichste Stellung unter seinen Verbündeten zugebracht; aber durch die sogenannte Reform ward es aus seiner herrlichen Lage verdrängt, gleichsam von Zürich unterjocht und dazu verurtheilt, füröhin seine Freunde zu bekämpfen ³⁾, dagegen aber denen zu dienen, die ihm stets sein Glück mißgönnt, ihm ohne Unterlaß zu Schaden gesucht, am Ende sogar zu seinem Sturze mitgewirkt und demselben noch mit Schadenfreude zugehört haben ⁴⁾. Ein Instinkt der Selbsterhaltung zog zwar anfänglich das Gemüth jedes Berners stets zu seinen katholischen Nachbarn hin, über welche man selbst seit der Reformation sich nie zu beklagen hatte; man schien zu fühlen, daß die Natur uns an sie geknüpft habe, daß nur bei ihnen die herzliche Theilnahme zu finden sei; aber in der Hauptsache ging man doch immer aus einander, die Glaubensspaltung erzeugte auch in weltlichen Dingen entgegengesetzte Interessen; es konnte daher kein inniges, kein dauerhaftes Vertrauen statt finden, und am Ende überwog stets die Gewalt des geistigen Trennungsprinzips. So hatte Bern auf der einen Seite seine alten und wahren Freunde verloren, auf der andern aber keine neuen gewonnen, denn zwischen den Protestanten selbst war wenig oder keine Verbindung, sondern oft sogar Hader und Zank. Mochten auch die alten Bünde noch auf dem Papiere geschrieben stehen und neuerdings beschworen werden, so

²⁾ Das Schlepptau, sagt Adelung, ist dasjenige Thau, womit der getödtete Wallfisch an das Schiff geschleppt und gezogen wird. Ist das nicht das Schicksal Berns seit der Reformation? ward es nicht an das Schiff von Zürich geschleppt?

³⁾ A. 1531, 1656 und 1712.

⁴⁾ Man denke an 1798, 1802, 1814 und 1830. Wer hat damals Bern geholfen oder helfen wollen, wenn es sich nicht selbst verlassen hätte? Waren es nicht die katholischen Kantone? — Wer stand hingegen auf Seite seiner Feinde? wer hat sich seiner Rettung und Herstellung mit aller Gewalt entgegengesetzt? Wer anders als die neuen protestantischen Brüder?

waren sie nicht mehr in den Herzen geschrieben und blieben daher todt und unfruchtbar. Die vaterländische Geschichte selbst, welche sonst das Herz jedes Schweizers erfreute, hatte keinen Reiz mehr, denn die Tugend und Eintracht der Vorfahren bildete einen beständigen Vorwurf für die Entartung und Entzweiung der Nachkommen, und kam man gar bis zur Geschichte der Glaubensspaltung, so diente sie eher dazu, Haß und Feindschaft zwischen den Verbündeten neuerdings anzublafen, als die alte Liebe, die alte Freundschaft herzustellen. Die seitherigen Ereignisse dann hat Niemand beschreiben dürfen oder wenigstens nicht auf eine anständige Weise beschreiben können, weil sie nur den fortdauernden widerlichen Zwiespalt, den wachsenden Verfall bezeugen und nichts Großes und Kühnliches mehr enthalten, was für die Nachwelt aufgezeichnet zu werden verdiente.

Gleichwie im Glauben und in politischen Interessen, so wurden die Schweizer durch jene sogenannte Reform auch in ihren täglichen Privatverhältnissen immer mehr von einander gesondert und getrennt. Zwischen Katholiken und Protestanten fanden nur wenige und seltene Bekanntschaften statt; denn wäre z. B. ein Zürcher oft nach Luzern oder ein Berner oft nach Freiburg und Solothurn gegangen, deren Bewohner sich durch liebenswürdige Gefälligkeit und muntern Frohsinn auszeichnen; so würde man ihn argwöhnisch beobachtet und einer Tendenz zum Katholizismus beschuldigt haben. Eher wußte man, was unter fremden Völkern als was bei den nächsten Nachbarn vor sich ging, und wer nur einige Kenntniß von der Geschichte, den Verfassungen und den Verhältnissen der eidgenössischen Stände besaß, der galt schon für einen ziemlich großen Gelehrten. Man machte zwar noch bisweilen Schweizerreisen, aber nicht um Brüder und Freunde zu besuchen oder nützliche Bekanntschaften zu stiften, die so viel zum wechselseitigen Vertrauen und zum Gedeihen der Geschäfte hätten beitragen können; nicht um nachbarliche Verhältnisse zu kennen und zu ehren, nicht um vaterländische Gefühle zu wecken und die Herzen an einander zu knüpfen, sondern, wie es die Fremden auch thun, um die körperliche Gesundheit zu stärken, Berge und Thäler zu besuchen, Gletscher und Eisgebirge zu besteigen, bisweilen sogar um nebenher über den Glauben der Väter und über die Einfalt der Sitten zu spotten. Die drei Schwester-Städte Bern, Freiburg und Solothurn, sonst von der Natur durch Nachbarschaft und Mitbürgerrecht, durch gemeinschaftliche Interessen, durch gleiche Verfassung, Sprache und Sitten innigst verknüpft, wurden einander beinahe gänzlich entfremdet. Seit dreihundert Jahren ward zwischen ihren Bürgern und Unterthanen keine Heirath mehr geschlossen, kein gemeinschaftliches Blut floß mehr in ihren Adern, keine blühende Tochter zog mehr, mit dem Brautkranze geziert, von einer Stadt in die andere, um Bande der Blutsfreundschaft oder

Schwägerchaft zu stiften, Vertrauen zu pflanzen, öftere Zusammenkünfte zu veranlassen, Mißverständnisse zu heben, allfällige Zwistigkeiten auszuföhnen und überhaupt die Herzen an einander zu knüpfen. Mit einem Worte, es war die Seele, die alte Liebe, die Bedingung jedes Lebens aus dem eidgenössischen Verbande gewichen, und so stürzte das morsche Gebäude beim ersten Anstoß zusammen, weil die Glaubens-Spaltung bereits Alles aus einander gerissen und vereinzelt hatte.

Im Innern des Berner'schen Gebiets endlich hatte die protestantische Reform ebenfalls die Gemüther getrennt und das freundliche Verhältniß, das wechselseitige Vertrauen zwischen Obrigkeit und Unterthanen gewaltig erschüttert. Auf Seite der Ersteren war die väterliche Liebe großentheils verschwunden und ein gewisses gebieterisches Wesen trat an ihren Plaz. Der Stolz, der bei Genuß von Macht und Reichthum ohnehin so leicht in das Gemüth des Menschen, besonders aber von herrschenden Republikanern einschleicht, ward durch den Geist des Protestantismus noch höher gesteigert und äußerte sich wenigstens in herbern Formen als zu der Zeit, wo er noch in den Lehren und Gebräuchen der katholischen Religion ein wirksames Gegengewicht fand, wo Herr und Volk den nämlichen Glauben theilten und in der milden Autorität der aus allen Klassen des Volkes gezogenen kirchlichen Vorsteher ihre geistigen Führer und Leiter, die Organe eines höhern göttlichen Gesetzes verehrten. Daher konnte auch von Seite des Volkes nicht mehr die nämliche Ehrfurcht, die früher bestandene kindliche Liebe für ihre Obrigkeit stattfinden. Man hatte den Aufruhr gegen die allgemeine, sonst in der ganzen Welt anerkannte Kirche gerechtfertigt, gepriesen, begünstigt: wie hätte dadurch die Ehrfurcht für weltliche Obern, deren Regiment doch wahrlich viel minder sanft ist, befestigt und gehoben werden können? Auch brachen seit dieser Zeit (A. 1641 bis 1651) mehrere Empörungen, sogenannte Bauernkriege und andere innere Unruhen aus, von denen man in der ältern Berner'schen Geschichte kein Beispiel findet. Es ist leicht zu begreifen, daß die gewaltsame Weise, mit der die Reformation eingeführt worden, die Leiden, mit denen sie begleitet war, lange Nachwehen zurücklassen und durch häusliche Tradition auf mehrere Generationen hin eine gewisse Unzufriedenheit fortpflanzen mußten. Durch die Aufhebung so vieler geistlichen Würden, der Klöster und anderer kirchlichen Institute hatten übrigens nicht nur die Armen und Dürftigen mannigfaltigen Trost, täglichen Verdienst und sichern Broderwerb, sondern auch die höhern und bemittelten Klassen des Volkes alle Aussichten zu steigendem Ansehen und Wohlstand verloren. Beide konnten daher nur mit scheelen Augen zusehen, wie die Einkünfte dieser schönen und gemeinnützigen Kirchengüter, auf deren Genuß sonst alle Familien Anspruch oder Hoffnung hatten,

füröhin bloß in der Hauptstadt verzehrt wurden und zur Bereicherung Berner'scher Landvögte dienen mußten. Obnehin bietet eine herrschende Republik, vermöge ihrer Natur, den Bewohnern ihres Gebiets wenig oder keinen Spielraum zur Befriedigung eines rechtmäßigen Ehrgeizes dar, und die kollektirte Souveränität ist daher, wenn auch nicht ungerecht, doch in der Regel immer unangenehm; aber seit dem Wegfallen des geistigen Verbandes und der für alle Klassen des Volkes gleich sorgenden Mutterkirche ward der Abstand zwischen den Herrschenden und den Untergebenen noch schroffer, die Ausschließung von allen ehrenvollen und einträglichen Würden und Aemtern empfindlicher. Endlich ist nicht zu läugnen, daß der Protestantismus auch sogar den Charakter des Volkes zu seinem Nachtheile verändert und verdüstert hat; denn der Sektengeist vergiftet alle Freuden des Lebens, unter seinem verpestenden Hauch gedeihet die Blume der Geselligkeit nicht. Die Trennung von den nächsten Freunden und Nachbarn, die ewigen theologischen Zänkereien theils zwischen den Katholiken und Protestanten, theils zwischen diesen letztern selbst, hatten eine gewisse Säure in die Gemüther gebracht, und jene heitere Gemüthsruhe, jene harmlose Fröhlichkeit und Leutseligkeit verbannt, die sonst den Bergbewohnern eigen war, und die man auch bei den katholischen Völkern antrifft, wo Herr und Diener, Reiche und Arme, Junge und Alte durch muntern Frohsinn Gott um die Wohlthat ihres Daseins loben, und wo die innere Freude, die wechselseitige Zuneigung sich in Sprache und Sitten, im Ton der Stimme und sogar in allen Gesichtszügen abspiegelt. In dem Kanton Bern hingegen, wie in den meisten protestantischen Ländern, wurden nicht nur so viele Fest- und Feiertage nebst jenem majestätischen, Herz und Sinn erfreuenden Kultus abgeschafft, sondern dem durch den Fall des Glaubens entstandenen Sittenerfall glaubte man nunmehr durch finstere Zwangsgesetze steuern zu müssen oder steuern zu können. Daher wurden unter schweren Strafen fast alle unschuldigen Freuden und Ergötzlichkeiten des Lebens verboten, statt daß sie durch den Geist des wahren Christenthums bloß hätten geweiht werden und zur Beförderung der Eintracht, zur Uebung aller freundlichen Tugenden beitragen sollen. Die Jugend durfte nicht mehr tanzen ⁵⁾, das erwachsene

⁵⁾ Noch in den sogenannten christlichen Mandaten, Ordnungen und Sakungen der Stadt Bern vom Jahre 1628 ward im 5. und 6. Artikel „alles Spielen, es sei mit Karten, Würfeln, Kegeln u. s. w., bei Verlust des dargeschlagenen Geldes und 4 Pf. Buß untersagt,“ wie auch „alles Tanzen als muthwillig, leichtfertig und ärgerlich, weder auf Hochzeiten, vor, an, oder nach denselben, noch zu einigen andern Zeiten, in oder außerhalb der Stadt, weder öffentlich noch heimlich, sowohl Tage als Nachts, in was Häusern, Orten und Enden das sei, zu allen Stunden ohne Ausnahme verboten, bei 100 Gl. Buß oder drei Monate Landesverweisung.“ Auch die Spielleute wurden für jedes Mal mit 4 Gulden Geldbuße und für drei

Alter sich mit keinem Spiele mehr vergnügen oder von der Last des Tages erholen. Zu vorgeblicher Abstellung der Hoffart, aber nicht des innern Hochmuths, wurden beide Geschlechter mit lästigen Kleider-Ordnungen gequälet, und die neuevangelischen Christen mußte man, bei Strafe der Gefangenschaft an Wasser und Brod, in die protestantischen Predigten treiben. Des Lebens Farbe, Glanz und Frohsinn war beinahe gänzlich verschwunden; selten hörte man noch singen, und bei den sogenannten Lustbarkeiten selbst mangelte die wahre Fröhlichkeit; dagegen aber hatte jener finstere Calvinismus nur Hang zur Schwermuth, zur Melancholie und zur Sektirerei begünstigt, besonders aber bei den Landesbewohnern ein düsteres, unzufriedenes und verschlossenes Wesen hervorgebracht, welches sich selbst in ihren Gesichtszügen dergestalt offenbaret, daß jeder reisende Beobachter beim ersten Anblick an dem heitern oder trüben Aussehen die katholischen Völker von den protestantischen unterscheiden kann ⁶⁾.

(Schluß folgt.)

Die Jesuiten.

Folgende Stellen, welche aus dem „Journal des öffentlichen Unterrichts“ entlehnt sind und einen Mann zum Verfasser haben, welcher sich unter die Philosophen des neunzehnten Jahrhunderts zählt, Deputirter, Professor an der Universität zu Paris und Rektor des „Journal des Debats“ ist, nämlich den Herrn Mark. Girardin, — diese Stellen, sagen wir, beweisen, daß das Gute immer wieder Anerkennung findet und daß gerade jetzt immer mehr Vorurtheile gegen die katholische Kirche und ihre Institute bei einer bessern Beleuchtung verschwinden. Mit vielem Lob hat Girardin in seinen Vorlesungen über französische Poesie die Geschichte der Jesuiten gezeichnet, und lauter Beifall wurde ihm von dem zahlreichen Auditorium zu Theil. Girardin spricht sich folgendermaßen aus:

Nachdem wir vom Protestantismus gesprochen, kommen wir nun auf die katholische Religion oder vielmehr auf einen jener Orden, welche in ihr aufgeblüht haben, ich meine den Jesuitenorden. Vieles ist für und gegen diesen Orden gesprochen worden; nun aber, da die Zeit

Mal 24 Stunden bei Wasser und Brod in Gefangenschaft gefest. Obige Strafe traf sogar diejenigen, welche außer halb dem Gebiete der Stadt Bern getanzt hätten; und um die Fehlbaren zu entdecken, wurden geheime Aufseher in jedem Amte bestellt.

⁶⁾ Man sehe z. B., was Johann Müller in seiner Beschreibung der Landschaft Saanen darüber sagt. Man vergleiche auch die Fröhlichkeit der Franzosen, Spanier und Italiener, der Bayerer, Oesterreicher und katholischen Schweizer gegen den Spießer der Engländer, den finstern Ernst der Holländer, der kalvinischen Genfer, der protestantischen Schweizer u. s. w.

seiner Begünstigung vorüber ist, ist die Zeit seiner Geschichte für ihn gekommen. Unparteiisch will ich sie zeichnen, dabei weder die feindseligen Anschuldigungen noch die paradoxen Vertheidigungen berücksichtigen; sagen werde ich nur, was ich gesehen habe, und was ich weiß.

Im Jahre 1521 wurde bei der Belagerung von Pampelona ein junger Offizier verwundet, welcher bis dahin ein sehr freies Leben geführt hatte. Als er daher nichts thun konnte, fielen ihm während seiner Krankheitsmuße zwei Bücher in die Hände, nämlich „die Legende der Heiligen“ und „das Leben unseres Erlösers.“ Er liest sie und, wie von Gottes Gnade getroffen, gelobt er, sein ganzes Leben dem Dienste Christi zu weihen, sobald er genesen sein würde. Er hält Wort. Am 15. August 1522 mußte er noch nach alter Ritterübung Wachdienst thun in den Waffen und nachher weihte er sich zum „Ritter der seligsten Jungfrau.“ Dieser junge Mann war Ignaz von Loyola. Er ging in den Spital von Manresa, pflegte die Kranken und unterwarf sich den strengsten Uebungen, wie man sie selbst in diesen Zeiten der Strenge kaum glauben kann. Wahrscheinlich weil er diese Lebensweise noch zu behaglich fand, zog er sich in eine dermaßen wilde Höhle zurück, daß ihn Mangel und Krankheit beinahe aufrieben. Aus einem Einsiedler wurde er nun Pilger, reiste nach Jerusalem, kam nach Alkala zurück und suchte daselbst mit 3 Gefährten, die er sich beigezellt hatte, ein Institut zu gründen. Aber durch seine Lebensart, seine nachlässige Kleidung und Strenge hatte er die Aufmerksamkeit der Inquisition auf sich gezogen. Er wurde eingesperrt, wieder frei gelassen, ging nach Frankreich, um zu studiren, und trat im 33sten Lebensjahre in's Kollegium von St. Barbara ein. Immer beharrlich in seinen Entschlüssen, suchte er seine Lehre auszubreiten und ein Institut zu bilden. In diesem Kollegium mußte er eine Züchtigung aushalten, die zwar vielleicht weniger hart, aber erniedrigender war als alle Strafen, mit denen ihn die Inquisition bedroht hatte, er wurde mit der Ruthe gestäupt. Desungeachtet sammelte er Schüler um sich, nämlich zuerst seinen Lehrer Petrus Garre, Franz Xaver, Eagnez Salmeron, Bobadillas Rodriguez. Dieß sind die Gründer des Jesuitenordens.

Am 15. August 1534, als am zwölften Jahrestage der Weihe Loyolas, versammelten sie sich zu Montmartre in einem unterirdischen Gewölbe, um daselbst Messe zu hören, und gingen wieder aus einander, entschlossen, das Evangelium in Palestina zu predigen und dem Papst ihre Dienste anzubieten. Zu Venedig kamen sie 1537 wieder zusammen, wobei ich es als etwas Außerordentliches bemerke, daß auch nicht ein Einziger bei dieser Zusammenkunft fehlte, ja es waren jetzt noch um drei Verbündete mehr. Von Venedig gingen sie nach Rom, wo Papst Paul III. ihren Orden genehmigte, aber nur für 60 Mitglieder.

bleiben wir hiebei einen Augenblick stehen, bevor wir in der Geschichte des Jesuitenordens weiter gehen, und werfen wir einen Blick auf dessen Einrichtungen. Beachten wir zuerst die Dienste, welche die religiösen Orden überhaupt der Religion geleistet haben. Welches auch das Uebel sein mochte, woran irgend eine Zeit leiden konnte, wunderbar haben sie gegen dasselbe immer das geeignete Mittel angewendet; der Ausschweifung setzen sie Keuschheit entgegen, dem Geize und der Ehrsucht die Armuth, dem Ungehorsam den Gehorsam. Um einem herrschenden Uebel zu steuern, haben sie immer und überall das Gegentheil angewendet. So ist denn auch das Entstehen der Jesuiten nichts als das Resultat dieser immerwährenden Bestrebungen. Im 16. Jahrhundert, im Augenblick, wo Luther, mit seinen häretischen Pamphlets in der Hand, aus vollem Halse schreit: „empöret euch!“ gerade zu dieser Zeit tritt der Jesuitenorden auf und ruft den Menschen zu: „seid gehorsam!“ Denn gewiß war es kein geringes Verdienst des Ignaz von Loyola, daß er sein neues Institut den Bedürfnissen seines Jahrhunderts angepaßt hat. Er wollte nicht Geislungen noch Selbstquälung; seine Jünger sollten ein gewöhnliches Leben führen, aber mit Begeisterung und Aufopferung. Er wollte nicht die Strenge der Klausur, wobei alle Energie im Innern des Klosters aufgeht; bei den Jesuiten sollte sie sich gegentheils in der Welt zeigen. Durch dieses Mittel wußte Loyola außerhalb eine so staunenswerthe Thätigkeit seines Ordens zu erhalten.

Welches sind nun die Mittel, die sie anwendeten? Predigten, Missionen und Erziehung. Insbesondere begründeten sie sich durch ihre Missionen ihren Ruhm. Durch die Missionen haben sie die Welt bekehrt, einen Welttheil zivilisirt und mehr als das halbe Europa vom Protestantismus gerettet. Betrachten wir, mit welcher Ueberlegung und Klugheit ihre erste Mission begonnen wurde. Das nördliche Italien war, wegen der Nähe Deutschlands, am meisten bedroht, schnell wurde da die erste Hilfe hingefendet; der schwankende Glaube wurde neuerdings bestärkt und die Furchtsamen aufgerichtet. Von da gingen sie an den Fuß der Alpen, dann, den Sieg überall an sich knüpfend, überstiegen sie die Alpen und gingen nach Wien, Flandern, Spanien, Frankreich, Sizilien u., und ihnen ist es zu danken, daß alle diese Länder von der Seuche des Protestantismus bewahrt wurden.

Ihre Beredsamkeit nimmt nach Verhältniß der Zeiten und Orte, wo sie predigen, einen andern Charakter an; immer aber behält sie etwas Erhabenes und Großartiges. Mehr als einmal ist durch das Anathema oder durch Zureden eines Jesuiten ein Böfewicht plötzlich bekehrt worden. Zu Messina vermochte die Rede eines Jesuiten einen Menschen, seine Rache aufzugeben: — man denke sich die Rache eines Italieners!

Uebrigens waren die Missionen der Jesuiten nicht blos auf Europa beschränkt. Mit Franziskus Xaver dehnten sie sich auf Indien, Afrika, China u. aus; und welche herrliche Laufbahn öffnete sich da der Jugend durch die Missionen! wahrlich eine abendtheuerliche Laufbahn. Wenn wir gegenwärtig unter dem Drucke einer gehemmten Thätigkeit beinahe ersticken, wenn überall Ueberfüllung ist, so liegt der Grund davon, wenn nicht gerade im Mangel an Missionen, so doch im Mangel an einem Auswege, einer Abendtheuer-Laufbahn, wie die genannte war, wohin die überflüssige Bevölkerung abgeleitet werden könnte. Früher ging der Adel und die Bürger, welche nicht eigenes Vermögen zu erwarten hatten, in die Kirche oder in die Armee über. Gegenwärtig betrachten sie diese Laufbahnen als ihrer unwürdig, überlassen dieselben den untern Klassen, trachten höher und werden eben deshalb mit Staunen einst gewahren, daß ihnen die Macht entgeht, weil sie die zwei Gewalten in die Hände Anderer niedergelegt, auf welche die ganze Menschengesellschaft sich stützt, nämlich die moralische und die physische Gewalt.

Ueber die Missionen in Paraguay will ich nur ein Wort sagen. Bedenken wir nur, zu welcher Ehre es den Jesuiten gereicht, so viele wilde Völker zivilisirt zu haben! Bedenken wir, welche Mühe und Arbeit, welche Macht der Beredsamkeit und welche Wunder der Einsicht und Klugheit es forderte, um dahin zu gelangen! Wie beherrschten sie wohl diese Völker? Sie regierten sie dadurch, daß sie denselben Beschäftigung gaben. Ich habe es schon einmal gesagt: regieren heißt nichts anders als beschäftigen. Sie beschäftigten sie mit Ackerbau und mit dem katholischen Gottesdienst. Auch das dürfen wir nicht unbeachtet lassen, welchen Einfluß sie sich auch dadurch verschafften, daß sie alle bei ihrem Namen zu nennen wußten. Auch Cyrus, dessen Siege allbekannt sind, wußte Jedem von seinen Soldaten beim Namen zu nennen u. s. f.

Die Mutter des Kaisers Franz I.

Mancher möchte fragen, hat vielleicht schon gefragt, welcher Ursache die innige Anhänglichkeit an die heilige Religion und Kirche und die anerkannte Frömmigkeit beim hochsel. Kaiser Franz zuzuschreiben sei. Die Frage wird durch folgende Thatsache hinlänglich gelöst.

Franz wurde geboren und erzogen in Toskana, wo wo sein Herr Vater, der nachmalige Kaiser Leopold, Großherzog war.

Eben auf diese Zeit seiner Erziehung fallen die Neuerungsversuche des berühmten Ricci, Bischofs von Pistoia. Leopold begünstigte Neuerer und Neuerungen. Männer von diesem Sinne und Geiste erkohr er sich als Erzieher

seiner Prinzen. Sine Gemahlin, eine spanische Prinzessin, war eine Dame von ausgezeichneter Frömmigkeit und innigster Ergebenheit an die heil. Kirche. Sobald sie den Geist und das Streben jener Männer kennen gelernt, und sobald man sie davon unterrichtet hatte, daß dieselben vom heil. Stuhle als Schismatiker gebrandmarkt worden wären, so wollte sie ihre Knaben jenen Lehrern durchaus nicht mehr überlassen, sondern sie unterrichtete sie selbst in der Religion und Tugend. Doch die Lehrer legten Klage beim Vater ein, und dieser schloß die Prinzen, zur Strafe ihrer Saumseligkeit im Besuche der Unterrichtsstunden, von der Tafel aus.

Ungstlich fragte die Frau Großherzogin den Knaben bei Tische nach. Selbe küßte, antwortete Leopold, für ihren Unfleiß. O, da muß ich geküßt werden, erwiederte die gottselige Herzogin; ich bin es, welche die Knaben vom Schulbesuche zurückhielt, weil ich nicht zugeben kann, daß in ihnen ein verkehrter Sinn aufwache. Wenn Sie, Herr, übrigens auf der Anstellung solcher Lehrer beharren, so weiß ich schon, was ich thue, ich gehe zurück nach Spanien, wo ich schon Unterhalt finden werde.

Das war ein gewichtiges Argument für Leopold. Die Prinzen waren nun der Gefahr einer verkehrten Bildung enthoben.

Kirchliche Nachrichten.

Fürstenthum Hohenzollern-Hechingen. Der Landesherr hat folgendes Zirkular an die Geistlichkeit erlassen:

Ich sehe mich veranlaßt, Ihnen, meine Herren Seelsorger und Geistliche meines Fürstenthums, Nachfolgendes zu eröffnen:

Sittliche und religiöse Vervollkommnung des Volkes bildet das höchste Bedürfniß der Zeit, und dahin zu wirken, ist besonders der Beruf des geistlichen Standes. Leider finde ich nun zu bemerken mich genöthigt, daß es Geistliche in meinem Fürstenthume giebt, die sich zu wenig und zu oberflächlich damit beschäftigen, die Zeit verkennen, sie nicht gehörig benützen, und unter Verbesserungen meistens nur eine größere Ungebundenheit in ihrer Lebensweise zu verstehen scheinen. Wie höchst traurig und unheilbringend ist es aber, wenn Geistliche ihr Lehramt nur mechanisch und ohne alle Weihe führen, wenn sie vergessen, daß der Seelsorger als solcher auch die Pflicht übernimmt, durch eigenes Beispiel die vorgetragene Lehre anschaulich zu machen, und als lebendige Regel des Frommen und Guten zur Nachahmung aufzufordern. Das Wort des Lehrers im Widerspruche mit seiner That wird Lüge, so wie die kirchliche Handlung eines Priesters ohne Glauben an dieselbe als Heuchelei und verächtlicher Broderwerb erscheint. Der Anstand, dieser Wächter der Sittlichkeit, wird hin und wieder von den Geistlichen, selbst von einigen Pfarrern, nur wenig mehr beachtet, und sie denken nicht daran, wie wesentlich derselbe im öffentlichen Amte ist, da er gewöhnlich die Beurtheilung der Menge begründet, und diese die amtliche

Wirksamkeit bezeichnet. Wie umsichtig und behutsam ein Priester in seinen Reden und Handlungen sein müsse, damit er die öffentliche Achtung nicht verscherze, ist Jedermann einleuchtend; darin liegt auch offenbar eine der Hauptursachen, daß schon längstens und wiederholt in neuern Zeiten von den obern geistlichen Behörden der Besuch der Wirthshäuser den Geistlichen untersagt wurde, damit nicht in der Hitze des öffentlichen Gesprächs die priesterliche Würde außer Acht gesetzt werde.

Diesen weisen Verordnungen wird aber von einigen Pfarrern gegenwärtig kein Genüge mehr geleistet. In manchen Orten findet man sie täglich in Schenken, sogar kommen deren vom Lande in die Stadt, wo sie von einem Gasthose zum andern wandern; sie führen daselbst unbesonnene Reden, gerathen, die Liebe, die sie lehren, vergessend, in Streit, verwandeln christliche Demuth in Eigendünkel, Wahrheitsliebe in Derbheit, und zeigen in ihren Personen nicht nur öffentlich das Bild des Ungehorsams gegen die Verordnungen der Vorgesetzten, sondern auch den Gegensatz der christlichen Sanftmuth und Bescheidenheit. Sonderbar ist es aber, daß diese Geistlichen am meisten von heilsamen Reformen und zeitgemäßen Verbesserungen sprechen, denen sie doch geradezu entgegen handeln, und nicht klug genug sind, zu bedenken, daß man jede gründliche Verbesserung bei sich selbst zuerst anfangen müsse; Verbesserungen aber schon dadurch einen Makel erhalten, der ihren Werth verdächtig erscheinen läßt, wenn sie von Priestern in Schenkhäusern erörtert werden. Seelsorger, die sich oft von ihren Pfarren entfernen und in dem Rufe stehen, gerne und lange sich in den Wirthshäusern aufzuhalten, veranlassen nicht ohne Grund die ungünstige Meinung, daß ihnen Vergnügungen mehr am Herzen liegen, als die christliche Erbauung und Bildung der ihnen anvertrauten Gemeinden, welche doch ein geheiligtes Recht besitzen, ihre beständige Wachsamkeit, Sorgfalt und Kraftanwendung in Anspruch zu nehmen.

Die Herrschaft über sich selbst ist eine der ersten Eigenschaften eines öffentlichen Beamten; diese zu besitzen, ist deshalb auch den Pfarrern vorzüglich notwendig. Leidenschaftliche Parteilichkeit schadet ihnen in der Achtung ihrer Pfarrkinder besonders, und wenn sie durch dieselbe sich verleiten lassen, in Gemeinde-Angelegenheiten sich einzumischen, so werden sie ihrem Beruf, Liebe und Eintracht zu begründen, ungetreu, und Unfrieden und Zwietracht wird durch sie gestiftet. Leidenschaft und Leichtsinns entstellen den Geist der Liebe und des Friedens, der den Seelsorger vorzüglich bezeichnen sollte.

Es ist mir eine höchst schmerzliche Erfüllung meiner amtlichen Pflichten, solche Eröffnungen und Ermahnungen der Geistlichkeit meines Fürstenthums machen zu müssen. Indessen überlasse ich mich gerne der tröstenden Zuversicht, daß meine Worte Eingang bei den Fehlenden finden, und den Bestrafungen vorbeugen werden, die dem fortdauernd Pflichtvergessenen und gegen die Vorschriften seiner Vorgesetzten Ungehorsamen unnachsichtlich gebühren, und nicht ausbleiben dürfen und sollen.

Möchten die Würdigern unter Ihnen, meine Herren Seelsorger und Geistlichen, die Irrenden im Wege der Liebe zum Bessern zurückzuführen sich bestreben! Möchten die Erstern den Letztern zu ihrer Auferbauung und Befolgung das fleißige Nachlesen der vortrefflichen Hirtenbriefe und bischöflichen Verordnungen dringend anempfehlen, die wir seit so vielen Jahren in unserm Bisthume besitzen! Und möchten sie denselben nachdrucksamst an das Herz legen, daß sie den Wünschen und den Ansichten ihres Landesfürsten, der, Gott weiß es, aus redlichem Herzen das Wohl seiner

Untertanen und die wahrhaft zeitgemäße Besserung ihres Zustandes will, nicht störend entgegenarbeiten, vielmehr sich mit ihm vereinen sollen, um die ersehnte Vervollkommnung zu erzielen.

Die guten Seelsorger, die ich im Lande als solche kenne, die ihren schönen und heiligen Beruf treu erfüllen, unermüdet arbeiten, das Gute zu erzwecken und zu befördern, und deren Lebenswandel, mit ihren Lehren übereinstimmend, rein und untadelhaft ist, wären bei dieser Veranlassung belobend zu benennen; aber diese würdigen Priester bedürfen keines Lobes; ihr Bewußtsein belohnt sie am besten, ihr frommer Glaube erhebt sie zu Gott.

Hechingen, im Februar 1834.

Friedrich,
Fürst zu Hohenzollern-Hechingen.

St. Gallen. Der „Wahrheitsfreund“ vom 19. Juni enthält folgenden Artikel:

Der heilige Vater Gregor XVI. hat unter dem 17. Mai d. J. ein Rundschreiben an die Bischöfe, Kapitel, Pfarrherren und die ganze Geistlichkeit der Schweiz erlassen, worin er die Badener-Konferenz-Artikel feierlich verwirft und verdammt unter folgenden Worten: „Nachdem wir über die Badener-Konferenz-Artikel den Rath und die Stimmung von der die kirchlichen Anliegen mitbesorgenden Versammlung unserer ehrwürdigen Brüder, der Kardinal der heiligen römischen Kirche, angehört, und wir selbst ernst und reiflich ihren Inhalt erwogen haben, verwerfen und verdammen wir hiemit aus eigenem Antriebe, mit vollster Gewißheit und vermöge apostolischer Machtvollkommenheit die Artikel genannter Badener-Konferenz mit allen ihren Beschlüssen, indem wir selbe in ihrer ganzen Verbindung als falsch, verwegen, irrig, die Rechte des heiligen Stuhls verletzend, die kirchliche Herrschaft und ihre göttliche Einrichtung zerstörend, das kirchliche Amt der weltlichen Herrschaft unterwerfend, als Schlässe, die aus schon verdammt Grundätzen neu hervorgehen, nach Keckerei streben und auf Trennung hinielen. Auch wollen wir, daß genannte Beschlüsse als verworfen und verdammt sollen gehalten werden.“

Wir werden nicht ermangeln, in Bälde das Rundschreiben des heiligen Vaters selbst seinem ganzen Inhalte nach unsern Lesern mitzutheilen.

— Der „Eidgenosse“, indem er diese Nachricht ebenfalls mittheilt, macht die liberale Bemerkung: „Weiß die Nuntiaturs, wissen die Bischöfe und deren Diener (d. h. die „katholischen Geistlichen), daß im Kanton Luzern die Verleumdung solcher Dinge ohne das Plazetum der Regierung ein Kriminalverbrechen ist und mit 6 Monat „bis 6 Jahre Gefängnißstrafe bestraft wird?“ Allerdings! Aber sie wissen auch, daß nach der Verfassung die katholische Religion die Religion des Staates und des Kantons Luzern ist.

Pruntrut. Das Erziehungsdepartement von Bern hat den Herrn Mislin, Vorsteher des Kollegiums, unter dem Vorwande, daß derselbe eine politische Reaktion oder Revolution beabsichtige, seines Amtes entsetzt. Das Verbrechen dieses würdigen Mannes, dessen weisem und reinem Eifer die Vollziehungsbehörde das Gedeihen der Anstalt zuschreibt, besteht darin, daß er den Zöglingen die Marschallaise verboten hatte. Man hofft indes seine Wiedereinsetzung. — Was die Katholiken ferners mit banger Besorgnis erfüllt, ist die Verordnung, durch welche der Repetitionskurs für die Schullehrer der kath. Geistlichkeit entrisen und für Katholiken und Protestanten eine gemischte Schule eingeführt werden soll, obgleich die Protestanten sowohl als die Katholiken einer solchen abgeneigt sind.

Das ewige Licht.

Festlich geschmückt ist der Dom
Wie ein Königs-Ballast,
Und hineinzieht der Gläubigen Strom.
Es prangt der Altar
In golddurchwirktem Damast,
Und auf ihm flammen unzählige
Silberne Leuchter, die Schaar
Audeutend, die selige,
Der Lehrer und Richter der Kirche.

Zur Seite reihen
Sich grünende Mayen,
Weißstämmige Birken.
Blumen umzirken
Den teppichbehängten Chor.
Unschuldige Lilien kosen
In Liebe mit glühenden Rosen;
Blutrothe Nelken
Wollen vor Indrunkst verwelken,
Doch alle senden die Düfte
Durch weisbrauchathmende Lüfte
Zu dem verborgenen Gott empor.

Die Priester erscheinen;
Gebete beginnen,
Die unsere Sünden beweinen,
Zur Reue die Seele lenken
Und dann sie heben von hinnen
Und in den Schoos der Gnade versenken.
Die Orgel bewegt
Ihre mächtigen Schwingen
Und trägt
Empor den frommen Choral,
Der aus der Erde Thal
Sich will zum Himmel ringen.
Wie ein erquickender Regen
Von Eönen legen
Die Litaneien sich auf den festlichen Glanz.
Sie enden,
Und mit geweihten Händen,
Erhebend die leuchtende Monstranz,
Giebt der Priester den Segen.

Das dichte Gedränge
Des gesegneten Volkes entwirrt sich nun;
Es verliert sich die Menge.
Nur Wenige ruh'n
Noch knieend in stillem Gebet.
Auch diese verlassen das Haus
Und der Mesner tritt
Hervor mit geschäftigem Schritt
Und nimmt das heil'ge Geräth
Und löscht die Kerzen, die flimmernden,
Die Lampen auch, die röthlich schimmernden,
Allmählich aus;
Und ernste Dämmerung,
Dann tiefe Nacht mit leisem Schwung
Erfüllt das Gotteshaus.

Von allen Lampen nur Eine
Bleibt vor dem goldenen Schreine
Des Tabernakels hangen.
Die darf des Mesners Hand nicht erlangen,

Die darf sie verlöschen nicht.
Sie ist nicht von blendendem Scheine,
Nach außen prunkt und sunfelt sie nicht;
Allein sie ist das ewige Licht. —

Sie ist das äußere Bild
Andächtigen Glaubens, der mild
Und still, doch lebendig
Der ewigen Wahrheit beständig
Anhängt, nicht flackert noch raucht,
Mit Licht die Nacht des Lebens erfüllt
Und Liebesgluth, die inwendig
Ihm in des Herzens Tiefen quillt,
Empor zum göttlichen Throne haucht.

Eduard von Schenk. (Charitas.)

U n z e i g e n.

In der Karl Kollmann'schen Buchhandlung in Augsburg ist so eben erschienen und durch alle guten Buchhandlungen Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz (in Luzern durch Gebrüder Näber) zu beziehen:

Unfruchtbarkeit der von den Protestanten zur Befeuerung ungläubiger Völker unternommenen Missionen.

Dargethan aus den eigenen Berichten der Missionäre.

Eine Abhandlung von Nikolaus Wisemann, Rektor des engl. Kollegiums und Professor der oriental. Sprachen an der Universität zu Rom, Mitglied der Akademie der kath. Religion daselbst und der K. Gesellschaft der Wissenschaften in London etc.

Nach dem italienischen Original (Rom 1831) treu übersetzt.

gr. 8. Weiß Druckpapier, in Umschl. geh. Preis 42 Kr. oder 10 gr.

Nicht zu läugnien ist, daß der jetzige Moment einer der interessantesten in der Geschichte des Protestantismus sei. Es ist der Moment, der entscheiden muß, in wie weit jener ein der Dauer und Ausbreitung fähiges System sei. — Dies ist das Thema, welches sich der Verfasser vorsetzte, nämlich aus den Berichten der Protestanten selbst darzulegen, welchen Erfolg bis daher die von ihnen errichteten Missionsanstalten gehabt haben. Zur leichtern Einsicht sind die Untersuchungen in vier Hauptpunkte eingetheilt. I. Untersuchung der Mittel, welche von den Missionsanstalten der Protestanten angewendet worden sind, um ihren Zweck zu erreichen; woraus man berechnen kann, welchen Erfolg dieselben, nach menschlichen Ansichten, gehabt haben müßten. II. Spezielle Angabe dieser Erfolge bei vielen Missionen. III. Wird man mehr im Allgemeinen den Erfolg des ganzen Systems betrachten und endlich IV. die Beschaffenheit der wenigen Befeuerungen untersuchen, von denen die Rede war und die in gewisse bestimmte Klassen eingetheilt werden.

Die verehrten Abonnenten der Schw. Kirchenztg. werden aufmerksam gemacht, daß mit diesem Monat das Abonnement für das erste Halbjahr zu Ende ist. Wer also für das künftige Halbjahr nicht abonniert hat und dieses Blatt zu lesen wünscht, ist ersucht, sich mit aller Beförderung an das nächst gelegene Postamt zu wenden, damit die Zusendung keine Unterbrechung erleide.

Luzern im Juni 1835.

Die Redaktion.